

Rezensionen

Rolf Löchel

Christa Binswanger, Margaret Bridges, Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter (Hrsg.), 2009: *Gender Scripts. Widerspenstige Aneignung von Geschlechternormen*. Frankfurt am Main, New York: Campus. 279 Seiten. 29,90 Euro

Es ist schon eine Weile her, dass sich namhafte TheoretikerInnen wie Jacques Lacan und Jacques Derrida sowie vor allem Julia Kristeva und Roland Barthes den aus der Literaturwissenschaft und Linguistik stammenden Fachterminus *Text* aneigneten und in eine für diverse Kulturwissenschaften fruchtbare Metapher transformierten. Nun könnte sich ein weiterer, ursprünglich ebenfalls in den Schriftwissenschaften beheimateter Begriff für die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften insgesamt als nicht weniger erkenntnistiftend erweisen. Es ist der des *Scripts*. Ein von *Christa Binswanger, Margaret Bridges, Brigitte Schnegg* und *Doris Wastl-Walter* herausgegebener Sammelband stellt ihn vor und wendet ihn – wie bereits der Titel „Gender Scripts“ erkennen lässt – im die Disziplinengrenzen transzendierenden Bereich der Geschlechterforschung an. Damit präsentiert der Band die Erträge eines über drei Jahre hinweg andauernden Forschungsprozesses und -austausches, der im Zusammenhang mit dem ProDoc-Graduiertenkolleg „Gender: Script and Prescript“ zwischen Forschenden der Universitäten Bern, Basel und Friburg stattfand.

Wie die Herausgeberinnen in der Einführung darlegen, verwenden sie und ihre AutorInnen den titelstiftenden Begriff in der doppelten Bedeutung „Drehbuch“ und „Niederschrift“ (S. 12). Damit treten sowohl seine „proaktiv[en] und handlungsleitend[en]“ wie auch seine „reaktiv[en] und handlungsdeutend[en]“ Seiten hervor (S. 12), wobei sich insbesondere seine „Form“ als *Prescript* auf „Normen, Gesetzlichkeit und auf Macht“ anwenden lässt (S. 12). Erst indem sich Subjekte solche „Gender Prescripts“ handelnd aneignen, werden diese den Herausgeberinnen zufolge „als handlungs- und wahrnehmungsstrukturierende Orientierungen wirksam“ (S. 11). Zugleich eröffnet dieser Akt der Aneignung einen „Spielraum für Umdeutung, Eigensinn und Widerspenstigkeit“ (S. 11). Ein Konzept, das wohl kaum zufällig an Butlers Strategie der „performativen Subversionen“ erinnert, das die Sprachphilosophin und Gendertheoretikerin im Abschlusskapitel ihres Buches „Das Unbehagen der Geschlechter“ entwickelt.

Wieso die Herausgeberinnen die Beziehung zwischen *Gender Scripts* und *Prescripts* allerdings mit dem philosophisch aufgeladenen und schillernden Begriff „dialektisch“ beschreiben (S. 11), bleibt ebenso unklar wie ihr Verständnis des Begriffs der Dialektik selbst. Das aber wäre bei einem Begriff von derart multipler Bedeutung durchaus erklärungsbedürftig. Ist doch beispielsweise in der „Zweiten Abteilung“ von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ die Dialektik als transzendente eine ganz andere als diejenige Hegels, der die These in der Synthese doppelt aufgehoben sieht. Wieder anders verwendet Marx den Begriff, der die Hegel'sche Dialektik intentional vom Kopf auf die Füße stellt. Wenige Seiten später sprechen die Herausgeberinnen denn auch nicht mehr von einer „dialektische[n] Beziehung“ (S. 11), sondern schlichter und sicher treffender von einer „Wechselwirkung“ (S. 13). In dem den Beiträgen nachgeschalteten „Postscript“

verweisen sie schließlich darauf, dass die „vielfältige[n] Überlagerungen und Überschreibungen von *gender scripts*“ auf eine weitere Metapher „verweis[en], nämlich auf das Palimpsest“ (S. 265).

Die Beiträge selbst werden nicht nur durch die zwar polysignifikante, für sie aber einheitsstiftende Metapher des *Scripts* zusammengehalten, sondern auch durch zwei ohne Weiteres konsensfähige „Axiome der Geschlechterforschung“ (S. 11). Das erste versteht Geschlecht als einen „zentrale[n] Ort, an dem sich soziale und kulturelle Ordnungen manifestieren“; dem zweiten zufolge sind „Geschlechternormen, die den Alltag, die sozialen Beziehungen und die kulturellen Erzeugnisse von Gesellschaften prägen, [...] so variabel wie die Gesellschaften selbst“ (S. 11).

Die insgesamt zwölf Aufsätze sind in die drei Rubriken „Scripts and Prescripts“, „Hegemoniale Männlichkeit(en)“ sowie „Konstruktionen und narrative Umschreibungen von Geschlecht“ unterteilt. In der ersten beleuchtet *Gudrun-Axeli Knapp* „Geschlecht in ungleichzeitigen Konstellationen“ (S. 23). Dabei rekurriert die Sozialwissenschaftlerin nicht nur auf das von Freud beschriebene „Fort-Da-Spiel“ (S. 23), sondern greift zudem die Metapher des Palimpsests auf. Das AutorInnenduo *Isabel M. Iso* und *Bernhard C. Schär* geht im gleichen Abschnitt anhand der um 1900 von Auguste Forel und Otto Stoll geführten Auseinandersetzung „um die ‚allgemeine Natur des Menschen‘“ Fragen und Zusammenhängen von „[k]oloniale[m] Rassismus, eugenische[m] Denken und Geschlecht“ nach (S. 61). Gelegentlich argumentieren sie allerdings etwas unscharf. Nachdem sie etwa festgestellt haben, Stoll behaupte, „dass, bei *überwiegenden Teilen* der bekannten Völker, der Mann der werbende, auslesende Teil“ sei“, schließen sie, „[d]amit projiziert Stoll die europäische, bürgerliche Geschlechterhierarchie [...] auf *alle* bekannten ‚Völker‘“ (S. 66) (Herv. R. L.). Nun mag es zwar sein, dass der Zürcher Professor für Geografie und Völkerkunde diese Verallgemeinerung tatsächlich vornimmt. Mit dem von den AutorInnen herangezogenen Zitat lässt sich das allerdings nicht belegen, zielt seine Behauptung doch ‚nur‘ auf die „überwiegenden Teile der bekannten Völker“, woraus bei Iso und Schär unter der Hand „alle bekannten ‚Völker‘“ werden.

Im letzten der drei Teile des Buches werden neben den von *Nathalie Peyer* untersuchten „Eheproblemen und Scheidungen in Südindien“ (S. 205) und den von *Sara Landolt* aufgezeichneten und interpretierten „Geschlechterkonstruktionen in Erzählungen Jugendlicher über Alkoholkonsum“ (S. 234) vornehmlich literarische Werke von Frauen behandelt. Mitherausgeberin *Christa Binswanger* wendet sich mit Verena Stefans „Häutungen“ einem „für die soziale Bewegung des Feminismus der siebziger Jahre geradezu klassischen Ich-Text“ (S. 186) zu und *Susanne Balmer* präpariert in ihrem vergleichenden Aufsatz den Zusammenhang von „Pflanzenmetaphorik und bürgerlicher Geschlechterdichotomie“ (S. 205) in Friederike Helene Ungers im ausgehenden 18. Jahrhundert erschienenen Roman „Julchen Grünthal“ und Hedwig Dohms gut hundert Jahre später veröffentlichtem Werk „Christa Ruland“ heraus.

Die interessantesten, da innovativsten Beiträge bietet mit seiner instruktiven Kritik an Robert W. Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit aber wohl der mittlere der drei Teile des Bandes. Erste Einwände gegen Connells Theorem bringt *Mechthild Bereswill* in ihren Überlegungen zu „Männlichkeit als verfestigende[r] Norm und als dynamischer Konflikt“ vor (S. 105). Die überzeugendste Kritik an dem Ansatz des

Männlichkeitsforschers legt hingegen *Andrea Hungerbühler* vor, deren Aufsatz weit mehr zu bieten hat, als sein Titel „Hegemoniale Maskulinität im Bergführerberuf? Empirische Befunde und theoretische Explikationen“ verspricht, der auf ein doch sehr abgelegenes Sparten Thema verweist, das nur für wenige SpezialistInnen von Interesse zu sein scheint. Doch weit gefehlt. Wenn die Herausgeberinnen anmerken, die Beiträge zur Männlichkeit zeigten, „dass der Begriff der Hegemonie nicht ausreicht, um zu beschreiben, wie Männlichkeit gesellschaftlich wirksam wird“ (S. 270), so trifft das vor allem auf den Text von Hungerbühler zu, in dem die Autorin Connells „unterkomplexe Konzeption von Feminität“ (S. 137) moniert und zu dem überzeugenden Schluss gelangt, „dass das Konzept der hegemonialen Maskulinität letztlich zu kurz greift, um Herstellung und Wirkungsweise von Maskulinität, Feminität und Geschlecht auf den Grund zu gehen“ (S. 136).

So erhellend Hungerbühlers Kritik an Connell ist, so ist doch bedauerlich, dass weder sie noch Bereswill oder *Denis Hänzli* und *Serena Dankwa*, die sich mit der „Genese eines normativen Männlichkeitsmusters“ am Beispiel des „idealen Regisseurs“ (S. 143) beziehungsweise mit „[s]ituative[m] Mannsein im Kontext südghanaischer Frauenbeziehungen“ (S. 161) befassen, Theresa Frey Steffens instruktive Connell-Kritik (2006: 86–89) rezipieren.

Unbenommen davon lässt der Gewinn, mit dem die Beiträge des Bandes die erkenntnisstiftende Kraft des Begriffs *Script* erproben, hoffen, dass mit ihm ein neuer Stern am Firmament der Wissenschaften aufgegangen ist, der mit ähnlicher Strahlkraft deren Horizont erhellen und so erweitern wird, wie es nun schon seit einigen Jahrzehnten der immer noch nicht verblasste Terminus *Text* vermag.

Literatur

Frey Steffen, Theresa (2006): *Grundwissen Philosophie: Gender*. Leipzig: Reclam

Zur Person

Rolf Löchel, Mitarbeiter von literaturkritik.de, freier Autor. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht in Literatur, Film und Philosophie, Feministische Literaturwissenschaft, Dekonstruktiver Feminismus und Gender Studies, Feministische Science Fiction, Geschichte der Frauenbewegung
Kontakt: literaturkritik.de, c/o Institut für Neuere deutsche Literatur, Wilhelm-Röpke-Straße 6 A, Philipps Universität, 35039 Marburg
E-Mail: loechel@staff.uni-marburg.de

Gabriella Hauch

Ilse Lenz (Hrsg.), 2008: Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 1 200 Seiten. 49,90 Euro

Ilse Lenz hat im Jahr 2008 eine kiloschwere, eindrucksvolle Quellensammlung zur Neuen Frauenbewegung in Deutschland von 1968 bis 2005 vorgelegt. Unhandlich, voluminös, aber wunderbar, dieses Opus magnum vor sich und damit Zugang zu verschiedensten schriftlichen Quellen zur „Neuen Frauenbewegung“ zu haben. Dafür gebührt Ilse Lenz und ihrem Team große Anerkennung.

262 Texte, von Klassikern bis zu anonymen Schriften, werden in chronologischer Abfolge in vier Teilen präsentiert: 1. Bewusstwerdung und Artikulation (1968–1975), 2. Pluralisierung und Konsolidierung (1976–1980), 3. Pluralisierung, Professionalisierung und institutionelle Integration (1980–1990) und 4. Globalisierung, deutsche Vereinigung und Postfeminismus (1989–2005). Diese Blöcke korrespondieren mit den internen Transformationen der Bewegung, die sich an den Dimensionen der handelnden AktivistInnen, der Diskurse, der Organisationen und der speziellen Bewegungsöffentlichkeit orientieren. Verändern sich zwei dieser Dimensionen, kann von einer Transformation gesprochen werden (S. 25ff.). Innerhalb der Großkapitel sind die Dokumente thematisch-inhaltlich gebündelt und sorgfältig kontextualisiert. Eine ausführliche Erläuterung eröffnet jedes Unterkapitel und jede Quelle ist mit einem erklärenden Kommentar versehen. Damit erfüllt der Band die wissenschaftlichen Anforderungen an moderne Quelleneditionen und verbindet einen sozialwissenschaftlich-theoretischen Zugriff mit historischer Quellenkritik.

Ein Beispiel: Der Teil zu 1980–1990 beginnt mit dem Unterkapitel „Welche Geschlechter und welche Gesellschaft? Diskurse über Geschlecht, Autonomie und Gleichheit“. Der darin gespannte Bogen umfasst die Opfer-Täterinnen-Debatte, die Entstehungsbedingungen der ersten Texte zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit oder zur gegenseitigen Bedingtheit der Differenzkategorien Klasse – Geschlecht – Ethnizität. Themen, die in dem „magischen Viereck“ entstanden, das sich zwischen Frauenbewegungen, Frauenforschung, Gleichstellungsstellen und frauenbewegten Politikerinnen in den 1980er Jahren entfaltet hatte. Diese Erwähnung einer der vielen wohlformulierten Kapitelüberschriften, Zeugnis für eine sorgfältige und liebevolle Auseinandersetzung mit dem Thema, erzeugt Lust auf weitere Lektüre.

Neben Archiven und anderen Veröffentlichungen aus der Neuen Frauenbewegung wurden von Lenz und ihrem Team die Zeitschriften *Courage* (1976–1984) und *EMMA* (seit 1977) komplett durchgesehen und ausgewertet. Um eine Kanonisierung zu vermeiden, erfolgte die Aufnahme in den Band nach einem mehrstufigen Auswahlverfahren durch die BearbeiterInnen nach den Kriterien Relevanz für die Entwicklung der „Neuen Frauenbewegungen“, Repräsentation von Teilbereichen und Vielfältigkeit der Positionen. Nicht nur die inhaltlichen Linien, die Forderungen und Bezugnahmen in den Texten, die die Reise in die vierzigjährige Geschichte der „Neuen Frauenbewegungen“ ermöglichen, sondern auch deren Form und Erscheinungsweise selbst korrespon-

dieren und reproduzieren die Veränderung der Konsistenz der Bewegungen. Nach den unveröffentlichten Dokumenten der ersten Phase manifestiert sich die Pluralisierung und Konsolidierung in der Entfaltung der Bewegungsöffentlichkeit der Zeitschriften. Die Professionalisierung der Frauenbewegung wiederum spiegelt sich in Kommentaren zu Gesetzesänderungen, Stellungnahmen von Politikerinnen und schließlich in der feministischen Wissenschaftsproduktion wider. Die Globalisierung und die deutsche Wiedervereinigung – leider wird im Band eine ausführlichere Behandlung der DDR vor diesem Zeitpunkt vermisst – im letzten Teil sind gekennzeichnet durch die Dokumentation des internationalen Charakters einer äußerst disparaten Community, auch auf institutionalisierter Ebene. Was mag das mit ‚unserer‘ feministischen Bewegung zu tun haben, wird sich da manche fragen.

Diese Frage führt zum Begriff „Neue Frauenbewegung“, der vom wissenschaftlichen Mainstream mit dem Terminus soziale Bewegung gefasst wird. Ilse Lenz benutzt konsequent den Plural „Neue Frauenbewegungen“, wodurch sie auf die Vielfalt, die Differenzen, die Heterogenität aufmerksam machen und diesen gerecht werden will. Damit wird das wissenschafts- und gesellschaftspolitische Anliegen der Herausgeberin, das sie mit dieser Quellensammlung auch verfolgt, deutlich (S. 17f.). Ihr Fokus konzentriert sich auf Anliegen, Inhalte und Forderungen und nicht auf Organisations-, Kommunikationsformen oder Mobilisierungszusammenhänge. Damit entsteht ein äußerst weiter Begriff der neuen Frauenbewegung, der offen lässt, in welchen Kontexten die neue Frauenbewegung als soziale Bewegung zu fassen wäre und in welchen nicht. Eine entsprechende begriffliche Differenzierung könnte Klarheit in die verbreitete These „Es gibt keine Frauenbewegung mehr“ bringen. Durch die breite Definition wird aber möglich, all jene gesellschaftlichen Sphären und Ebenen zu vereinen, in die Inhalte der Frauenbewegungen oder Teile davon einfließen, mit dem Ziel des „grundlegenden Wandels der Geschlechterverhältnisse“ (S. 22). Diese Breite soll vorherrschende Vorurteilsstereotypen dechiffrieren und dem Negativ-Diskurs über die sogenannten 1970er-Jahre-Feministinnen ein Wissen entgegenzusetzen, das der Vielfalt der neuen Frauenbewegung entspricht.

Angemerkt sei, dass im Definitionsgeflecht über das „Neue“ der neuen Frauenbewegung in einigen Aspekten der Blick in die Vergangenheit etwas unscharf bleibt und daher analytisches Potenzial zur Theorieproduktion über Wirkungsweisen von sozialen Bewegungen und ihren Aktiven vergibt. Bereits in der sogenannten „Alten Frauenbewegung“ wurde – gleichzeitig und jenseits des Maternalismus (S. 39) – gegen Weiblichkeitsnormen der bürgerlichen Moderne angeschrieben, Sexualitätsdebatten ausgefochten sowie Kritik an der strukturell Machtverhältnisse re-produzierenden Institution Familie geübt. Die Erkenntnis von der „grundlegenden Ungleichzeitigkeit“ (S. 36) in der Entwicklung der Neuen Frauenbewegung auch an der Alten Frauenbewegung zu erproben, legt eine weitgefächerte Aufbereitung der historischen Geschlechterverhältnisse als Basis der spannenden Diskussion zum Verhältnis von Frauenbewegung und Modernisierung nahe. Zum Beispiel würde die Differenzierung von Weiblichkeitskonzepten und -diskursen sowie sozialen Kontexten bzw. Handlungsspielräumen einiges an vorhandenen Geschlechterstereotypen, wie die angeblich traditionelle Hausfrauenrolle, korrigieren.

Ilse Lenz definiert die Frauenbewegten als „mobilisierende kollektive AkteurInnen“ (S. 22), fasst sie als sozial Handelnde und entzieht sie einer Subsumierung unter einem ausschließlichen Blickwinkel der diskursiven Konstruktion und Repräsentation. Diese

Position kommt den Bedürfnissen ehemaliger und gegenwärtiger Aktiver entgegen – womit ein Punkt angesprochen wird, der in der Kontextualisierung der Quellensammlung ausgespart bleibt: die geschichtspolitische Intention des Werks und die Selbstverortung der Herausgeberin in dem Geflecht von Wissenschaft und Frauenbewegungspolitik. Das vorliegende Buch markiert per se eine gewichtige Vergangenheit – so soll es sein! Ist doch immer noch festzustellen, dass wissenschaftliche Communities über 1968 und damit über neue soziale Bewegungen verhandeln, ohne die Frauenbewegung zu thematisieren. In und mit diesem Band wird dem entgegengetreten und Geschichtspolitik betrieben. Zwar eine jenseits von enger identifikatorischer Intention, aber die Frage nach den Perspektiven einer Historiografie der neuen Frauenbewegung bleibt bestehen. Eine Gründungs-, Ideen- oder Aktivitätsgeschichte von Bewegungen ist nie neutral, sie ist immer auch Legitimationsgeschichte, nimmt bestimmte Traditionen affirmativ auf, vernachlässigt andere, blendet Aspekte aus und produziert Wertigkeiten in bewussten oder unbewussten Vorgängen. Zu den Herausforderungen einer solchen Betrachtungsweise zählt auch die zeitgeschichtlich persönliche Verstrickung etlicher GeschichtsproduzentInnen mit ihrem Forschungsgegenstand und nicht zuletzt, welche Dynamiken im Forschungsprozess ausgelöst werden.

Dieser bedeutende Band ist ein Muss für alle Bibliotheken und ihm seien viele LeserInnen aller Generationen gewünscht. Vor allem Jüngere, um Erkenntnisprozesse zu evozieren, wie es die MitarbeiterInnen des Projekts Kristina Binner, Patricia Julia Schmidt, Martin Seeliger, Katharina Schmitt und Christina Siebert in ihren selbstreflexiven Essays zur Arbeit an den Texten der neuen Frauenbewegung in „Anstelle eines Schlussworts: Zwischenbemerkungen zur unendlichen Geschichte“ so lebendig nachvollziehbar machen.

Zur Person

Gabriella Hauch, Prof.in Mag.a Dr.in, Institut für Frauen- und Geschlechterforschung der Johannes Kepler Universität Linz/Österreich. Arbeitsschwerpunkte: Inter- und transdisziplinäre Geschlechterforschung, Historische Frauen- und Geschlechterforschung der europäischen Moderne, Frauenbewegungs- und Biografieforschung
Kontakt: E-Mail: gabriella.hauch@jku.at

Barbara Dippelhofer-Stiem

Mechtild Oechsle, Helen Knauf, Christiane Maschetzke, Elke Rosowski, 2009: Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 349 Seiten. 39,90 Euro

Die vorliegende Publikation greift ein brisantes Thema auf, das mit weitreichenden Folgen für junge Menschen verbunden ist: Es geht um die Entscheidung, welchen Weg sie nach dem Abitur einschlagen sollen, inwieweit ein Studium in Erwägung zu ziehen ist,

ob sich eher eine berufliche Ausbildung anbietet und mit welchen Konsequenzen für den weiteren Lebensweg dies einhergehen mag. Dem unterliegt ein längerfristiger Prozess des Abwägens und Sondierens, zumeist verknüpft mit der Suche nach Orientierungshilfen, nach seriösen Informationen und guter Beratung. Das vorliegende Buch stellt den wissenschaftlichen Ertrag einer überwiegend qualitativ ausgerichteten Untersuchung zu diesem Problemkreis dar. Die Studie ist in Nordrhein-Westfalen angesiedelt und umfasst mehrere methodische Schritte und Erhebungszeitpunkte. Im Sommer 2001 wurden an 74 Gymnasien bzw. Gesamtschulen jene Lehrpersonen mit einem teilstandardisierten, schriftlichen Instrument befragt, die für die Koordination der schulischen Angebote zur Berufsorientierung zuständig sind. Ihre Auskünfte erlaubten die Extraktion von Angebotstypen; sechs Jahre später erfolgte die Wiederholungsbefragung. Die Angebotstypologie leitete die Auswahl von sechs exemplarischen, kontrastierenden Schulen. Innerhalb derer wurden 125 angehende Abiturientinnen und Abiturienten mit einem Kurzfragebogen erfasst; eine Teilstichprobe von 60 haben dann in problemzentrierten, mündlichen Interviews ausführlich Stellung genommen. Im Abstand von jeweils etwa anderthalb Jahren schlossen sich zwei weitere, telefonisch administrierte Wellen an. Dieses Panel umfasst 43 Mitglieder; die letzte Erhebung wurde 2007 mit deutlich weniger Probandinnen und Probanden realisiert.

Das hier zu besprechende Werk gliedert sich acht Kapitel, die in arbeitsteiliger Autorinnenschaft verfasst und deshalb nicht ganz frei von Redundanzen sind. Die ersten drei dienen der Explikation von Fragestellung, theoretischer Fundierung und Methodik. Die Kapitel 4 bis 8 präsentieren die empirischen Befunde. Letztere sind jeweils theoretisch eingeleitet, sie nehmen Rekurs auf andere Untersuchungen und schließen mit einem Fazit, das auch praktische Empfehlungen formuliert. Die Inhalte und Ergebnisse werden im Folgenden referiert.

Veränderungen in der Arbeitswelt, die Vielfalt der Studien- und Ausbildungsmöglichkeiten, aber auch die Lebensentwürfe und Werte von jungen Erwachsenen erschweren die Orientierung in dieser Statuspassage, so die Ausgangsthese von *Mechtild Oechsle*. Das Forschungsprojekt wendet sich folgerichtig den subjektbezogenen Faktoren und ihrer Geschlechtstypik zu, fragt nach der Rolle von Elternhaus und Schule und will den dynamischen Charakter der Berufsorientierung und des biografischen Verlaufs in den Blick nehmen. Theoretisch diskutiert und in ihrer geschlechtsspezifischen Relevanz ergründet werden unter anderem Ansätze aus der Berufswahlforschung, der Arbeits- und Industriesoziologie, Modernisierungs- und Lebenslaufperspektiven sowie psychologische Modelle. Dies ist unterlegt mit einschlägigen Befunden aus den Shell-Studien (Kapitel 2). Nachfolgend explizieren *Knauf/Oechsle/Rosowski* ausführlich und gut lesbar das Design und die methodische Vorgehensweise des Projekts. In Kapitel 4 arbeitet *Mechtild Oechsle* auf der Grundlage der ersten Befragung drei Typen von berufsbezogenen Vorstellungen heraus, die ihrerseits mit verschiedenen Handlungsstrategien gekoppelt sind: Arbeitsmarkt-, Balance- und Subjektorientierung. Unter den Befragten dominiert die Balanceorientierung, das heißt, sie versuchen, Chancen der Positionierung in der Berufswelt mit den individuellen Interessen und Wünschen in Einklang zu bringen. Der größere Teil hat diesen Ausgleich bereits herstellen können, andere sind noch auf der Suche. Die alleinige Ausrichtung am Arbeitsmarkt ist lediglich bei einer Minderheit zu konstatieren. *Elke Rosowski* wendet sich anschließend der Verzahnung von Berufs-

orientierung und Lebensplanung zu. Die Mehrheit der Frauen und Männer wünscht sich Familie und Beruf gleichermaßen, wobei die Schülerinnen etwas stärker auf den familialen Bereich setzen. Ideell angestrebt wird eine egalitäre Verteilung der Hausarbeit; gleichwohl antizipieren zuvorderst die Frauen Probleme der Vereinbarkeit und wollen die Mutterschaft in spätere Jahre verschieben. Doch näher liegend als dieses Thema ist die aktuelle Situation der Studien- und Berufswahl. Wie *Christiane Maschetzke* in Kapitel 6 ausführt, spielen in der Regel die Eltern als partnerschaftliche BegleiterInnen eine wichtige und von den Jugendlichen positiv bewertete Rolle. Zwar dienen sie nicht unbedingt als berufliches Vorbild, aber wenn, dann kommt dieser Part den Vätern zu. Im Vergleich damit scheint die Schule von eher untergeordneter Relevanz zu sein (Kapitel 7). *Helen Knauf* wertet die Schul- sowie die AbiturientInnenbefragung aus und findet 5 Typen von Angeboten, wobei jener am häufigsten auftritt, der 3 von 4 möglichen Aktivitäten kombiniert, also Informationen bereithält, Praktika abfordert, die Lebensplanung thematisiert. Das zusätzliche Einbeziehen von geschlechtersensiblen Angeboten wird in jedem fünften Fall praktiziert. Sichtbar werden die Schwierigkeiten und Hemmnisse in den Schulen sowie das Desinteresse in der SchülerInnenenschaft. Sechs Jahre später zeichnen sich zwar Veränderungen in den einbezogenen Schulen ab, die Forderung nach Verbesserungen bleibt aber berechtigt. Das abschließende Kapitel 8 fußt auf den Panel-daten. Es konstatiert eine hohe Studierneigung der Befragten, verbunden mit den klassischen Fächerwahlen und einer „Auszeit“ zwischen Abitur und Eintritt in Hochschule oder Ausbildung. Gleichwohl kann mehr als jede zweite befragte Person dem Typus der Kontinuität zugeordnet werden, das heißt, die vormaligen Pläne sind realisiert worden. Abbruch und Wechsel konnten nur in 6 Fällen identifiziert werden. Extrinsische und intrinsische Motive begleiteten die Fachwahl gleichermaßen, unterstützend wirkten Eltern und das Internet. Männer wie Frauen wünschen sich für die Zukunft Partnerschaft, Kinder und einen festen Arbeitsplatz.

Zwar bestätigen die Befunde im Wesentlichen Erkenntnisse aus anderen qualitativen Untersuchungen sowie aus Surveys. Doch das vorliegende Buch vermittelt darüber hinausgehende wertvolle Einsichten. Gerade die vielen Zitate und die eingeschobenen Porträts von einzelnen Befragten lassen die zahlenlastigen Resultate aus quantitativen Studien lebendig werden. Der spezielle Ertrag erwächst mithin aus den Vorzügen des qualitativen Ansatzes; er liegt in den Tiefenanalysen und Typenbildungen. Dieser Anspruch wird von den Autorinnen solide eingelöst, theoretisch angebunden und in Anregungen für die Praxis überführt. Unter methodischen Aspekten sind die verschränkten Stichproben sowie die längsschnittliche Vorgehensweise interessant. Dennoch seien auch kritische Einwände gestattet: Möglicherweise greift der erkenntnisleitende Begriff der Berufsorientierung zu kurz. Denn die meisten AbiturientInnen wenden sich – auch in diesem Sample – dem Studium zu. Die Fachwahl kanalisiert zwar das inhaltliche Gebiet, prädeterminiert aber nicht den konkreten Beruf. Im Vergleich zu einer Ausbildung im herkömmlichen Sinn bietet ein Studium auch in Zeiten der Bologna-Reformen mehr an Offenheit und Disponibilität; konkrete Vorstellungen zur künftigen Tätigkeit können deshalb zurückgestellt, später entwickelt oder revidiert werden. Überdies sind die theoretischen Perspektiven und der Stand der Forschung, die in dieser Publikation erörtert werden, relativ allgemein gehalten und zu wenig auf die Situation der AbiturientInnenenschaft und die Transition in die Hochschule zugeschnitten. Hier wären Kon-

kretisierungen und die Anbindung an die eigene Fragestellung hilfreich. Auch bleibt angesichts des geringen Stichprobenumfangs zu fragen, weshalb quantifizierende, teils bivariate Auswertungen vorgenommen werden, zumal sie weitreichende Einsichten in geschlechtsspezifische Differenzierungen (und zwar ohne Signifikanztests) gerade nicht zulassen. Und schließlich wäre es für künftige Forschungen reizvoll, AbiturientInnen- und Studierendenpanels aus den 1970er und 1980er Jahren zu rezipieren. Dies erlaubte, die Thesen von der vermeintlich schwieriger gewordenen Statuspassage und dem gestiegenen Orientierungsbedarf zu prüfen, die damaligen Studien- und Berufsverläufe mit den heutigen zu vergleichen sowie Aspirationen, Lebensplanungen und Zukunftsvorstellungen intergenerational in Augenschein zu nehmen.

Zur Person

Barbara Dippelhofer-Stiem, Prof. Dr., Arbeitsschwerpunkte: Methoden der empirischen Sozialforschung, Sozialisationsforschung, Bildungssoziologie

Kontakt: Universität Magdeburg, Institut für Soziologie, Postfach 4120, 39016 Magdeburg, Telefon: 0391-67-16610, E-Mail: barbara.dippelhofer-stiem@ovgu.de

Julia Grulich

Sigrid Metz-Göckel, Dobrochna Kalwa, A. Senganata Münst, 2010: *Migration als Ressource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. 366 Seiten. 29,90 Euro

Zahlreiche deutsche Haushalte beschäftigen illegal polnische Pendlerinnen. In der Migrationsforschung ist dieses Phänomen der ethnisierten Hausarbeit bereits seit Längerem Thema. Das Besondere an der vorliegenden Studie ist die bi-nationale Perspektive auf das Phänomen der bezahlten Hausarbeit in Deutschland: Drei Forscherinnen aus Deutschland und Polen haben zwischen 2004 und 2007 die subjektiven Lebens- und Arbeitssituationen von polnischen Pendelmigrantinnen im Ruhrgebiet mittels qualitativer Interviews untersucht. Herausgekommen ist ein umfassendes, spannendes und flüssig zu lesendes Werk, das die erhobenen Daten aus drei unterschiedlichen theoretischen und nationalen Perspektiven analysiert und die subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen der Pendlerinnen in Bezug zum jeweiligen deutschen bzw. polnischen Gesellschaftskontext setzt. Das Buch gliedert sich in drei Teile, die nicht im klassischen Sinn aufeinander aufbauen, sondern sich als jeweils abgeschlossene Einheiten lesen lassen, die sich zugleich gegenseitig ergänzen und in der Zusammenschau das Verständnis für die Vielschichtigkeit und die komplexen Zusammenhänge der Pendelmigration polnischer Frauen ins Ruhrgebiet erhöhen.

Obgleich die Arbeit polnischer Haus-, Putz- und Pflegekräfte in Deutschland hochgradig prekär verläuft (in der Regel illegal, ohne Vertrag und soziale Absicherung), wird

bereits im Titel „Migration als Ressource“ auf die Handlungsspielräume der polnisch-deutschen Pendelmigrantinnen und damit auf die zentralen Erkenntnisse des Buches aufmerksam gemacht: Die transnationale Migration macht aus Frauen nicht einfach nur „neue Dienstmädchen“, „moderne Sklavinnen“ und Opfer prekärer Arbeitsbedingungen, sondern fungiert stattdessen auch als Ressource (S. 23f.): Die pendelnden Frauen finden in dem ambivalenten „Leben auf der Schaukel“ (S. 39) neben prekären Arbeitsbedingungen und Statureinbußen zugleich auch eine ökonomische und persönliche Chance und Quelle für berufliche Anerkennung und Zufriedenheit. Zugleich nutzt weibliche Migration dem deutschen Wohlfahrtsstaat und den deutschen Haushalten, die durch die „fremden Frauen“ die „häusliche Dienstleistungslücke“, d. h. die fehlenden wohlfahrtsstaatlichen Institutionen für Pflege und Betreuung (von SeniorInnen, Behinderten und Kindern), kostengünstig schließen können. *Sigrid Metz-Göckel* macht darauf aufmerksam, dass dieses Arrangement auf bestimmten Voraussetzungen beruht. Es kann nur „solange funktionieren, wie die krassen Einkommensdifferenzen zwischen den westeuropäischen und ost- bzw. zentraleuropäischen Ländern weiter bestehen, und solange die Sozialsysteme in Deutschland die Kleinkind- und Altenbetreuung nicht ausreichend unterstützen“ (S. 18).

Sigrid Metz-Göckel beschäftigt sich im ersten Teil des Buches mit der Lebensweise der polnischen Pendlerinnen, mit dem geringen Status ihrer Tätigkeiten, ihrer Unsichtbarkeit und Illegalität sowie mit der Frage, warum sie sich dennoch für die Arbeit in Deutschland entscheiden. Bei dem Versuch, dies zu erklären, grenzt sie sich von rational-ökonomischen Erklärungsmustern ab, da diese keine Antwort auf die Frage bereithalten, warum auch Frauen, die nicht von Armut betroffen sind, sich in die Arbeitsmigration begeben. Metz-Göckel identifiziert neben monetären Bedürfnissen die Aspekte von Macht und Prestige, die zur Arbeitsmigration und letztlich zur kontinuierlichen Pendelwanderung führen (S. 33).

Interessant ist, dass die polnischen Hausarbeiterinnen entgegen den geläufigen Annahmen nicht zu den Ärmsten und Geringqualifizierten gehören oder junge, ledige Frauen sind, sondern ausgebildete Frauen mittleren Alters, die in der Regel verheiratet sind und mehrere, zumeist ältere Kinder haben. Dass diese Mütter ihr Land und ihre Familien verlassen, erklärt sich aus der schlechten Arbeitsmarktlage in Polen, die gerade älteren Frauen und Müttern nur geringe oder schlecht bezahlte Beschäftigungsmöglichkeiten bietet. Familiäre Bedürfnisse (Ausbildung der Kinder) oder ökonomische Zwangslagen (Schulden, Bildungskredite etc.) erfordern jedoch meist zusätzliches Geld. Durch die polnischen Netzwerke im Ruhrgebiet gelangen diese Frauen schließlich als Arbeiterinnen in deutsche Haushalte. Dabei stilisieren sie sich als Familienverantwortliche im doppelten Sinn (im deutschen und polnischen Haushalt) und beweisen mit ihrer Ausreise in ein fremdes Land Mut und Geschick, aus denen sie ein Bewusstsein für ihre eigene Stärke und Belastbarkeit ziehen. Die Arbeit unter erschwerten Bedingungen vermittelt ihnen ein Überlegenheitsgefühl gegenüber jenen, die weniger „tüchtig“ sind (S. 24f.). Symbolisch ergänzt und unterstützt wird diese Selbststilisierung durch das polnische Frauen- und Mutterideal der „Polna Matka“ und das Prinzip des „häuslichen Matriarchats“, das der Frau die alleinige Verantwortung und Pflicht für den Haushalt und die Kinder zuschreibt.

Mit der polnischen Perspektive und damit, wie die Frauen ihr Pendelleben zwischen zwei Nationen und Haushalten wahrnehmen und integrieren, beschäftigt sich *Dobroch-*

na Kalwa im zweiten Teil des Buches. Nach der wissenschaftlichen Debatte zu Migration in Polen stellt sie den öffentlichen Diskurs zur Migration in der polnischen Gesellschaft vor, der besonders aus deutscher Perspektive neu erscheint und die Möglichkeit bietet, den eigenen Blickwinkel zu erweitern.

Die öffentliche Diskussion in Polen zur Migration wird von vier Aspekten dominiert: (1) Neben dem „brain drain“, der (2) dadurch ausgelösten Destabilisierung des polnischen Systems (insbesondere des Gesundheitssystems) und (3) einem positiven Aspekt, der Senkung der Arbeitslosigkeit, wird (4) die Migration von Frauen nur am Rand und in erster Linie negativ thematisiert. Stichworte sind hier der kriminelle Charakter der weiblichen Migration in Form von Frauenhandel und Prostitution sowie die Pathologisierung unvollständiger Migrationsfamilien, wobei insbesondere die katholische Kirche den Zerfall von Ehe und Familie prophezeit.

Da nach dem EU-Beitritt Polens nach wie vor die temporäre Migration dominiert, fragt Kalwa danach, was Migration eigentlich ist bzw. wer migriert und welche Folgen die Pendelmigration tatsächlich für die polnische Gesellschaft hat. Sie relativiert und widerlegt dabei die zuvor dargestellten und in der öffentlichen polnischen Diskussion geäußerten Ansichten und Meinungen zur weiblichen Migration und ihrer angeblich zerstörerischen Wirkung auf die Familien. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Einblicke in die deutsch-polnische (Migrations-)Geschichte, die typischen Geschlechterrollen in Polen und die vor diesem Hintergrund besser verständlichen aktuellen Migrationsentscheidungen und -praxen der Frauen.

Im dritten Teil des Buches setzt *A. Senganata Münst* die erhobenen Daten in den theoretischen Rahmen der soziologischen Geschlechter- und Ungleichheitsforschung, analysiert die polnischen Netzwerke in Deutschland und Polen sowie die Wahrnehmungen und Handlungen der Pendlerinnen.

Ihr stärkster Kritikpunkt an der Migrationsforschung betrifft die im Kontext der bezahlten Hausarbeit vorherrschenden Argumentationsmuster, durch die bestehende Stereotype reproduziert und konstruiert werden. Auf der einen Seite stehe die „weiße, sozial privilegierte Frau“, auf der anderen Seite stehen „schwarze Frauen und lateinamerikanische Immigrantinnen“ (USA) bzw. im vorliegenden Fall polnische Pendlerinnen. Damit wird unterschlagen, dass auch schwarze oder polnische Frauen Haushaltsarbeiterinnen beschäftigen (S. 180). Neben einer expliziten Geschlechterperspektive, die auch die bis dato unsichtbaren Männer umfasst, fordert sie eine intersektionale Erweiterung in den Analysen der Migrationsforschung, um auch die Hierarchien und Ungleichheiten innerhalb einer sozialen Gruppe zu erfassen (S. 194).

Auf der Basis der ethnologischen Netzwerkanalyse und mit Rückgriff auf Pierre Bourdieu analysiert sie in einem empirischen Teil die Netzwerkstrukturen der polnischen Pendelmigrantinnen und klärt unter anderem die Frage, wer den Frauen beim Finden einer Arbeitsstelle in Deutschland hilft. Anhand der empirischen Daten und der Interviewausschnitte geht sie schließlich ausführlich auf die konkret interviewten Haushalte in Polen, den Weg zur Migrationsentscheidung, die Familienstruktur und die Auswirkungen der Rollenverschiebung (die Frau wird zur Familiernährerin) und der Abwesenheit der Mutter auf die Familien- und Geschlechterverhältnisse in Polen ein.

Die Studie verweist auf den erkenntnistheoretischen Bedarf an intersektionaler und geschlechtssensibler Migrationsforschung. Die Lektüre ist für alle, die sich mit transna-

tionaler Migration, Ethnisierung und Feminisierung der bezahlten Haus- und Pflegearbeit, dem deutsch-polnischen Verhältnis und dem Wandel der Geschlechterverhältnisse beschäftigen, sehr empfehlenswert und bereichernd.

Zur Person

Julia Grulich, Mag., Studium der Ethnologie und Philosophie, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promotionsstudentin im Fachbereich Allgemeine Soziologie, Universität Paderborn, Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht und Organisation, Chancengleichheit der Geschlechter (Gender Mainstreaming und Diversity Management), Arbeit im Wandel, Soziale Ungleichheit, Pierre Bourdieu Kontakt: Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften, Fach Soziologie, Raum N 2.122, Warburger Straße 100, 33098 Paderborn, Telefon: 05251-60-2315, E-Mail: grulich@mail.uni-paderborn.de